

Hans Christoph Buch

WOKENESS & CO. – *Wer öffnete die Büchse der Pandora?*

Wie ist es zu erklären, dass eine linksradikale Minderheit unser historisches Gedächtnis – darum geht es bei postkolonialen Zumutungen wie der Umbenennung der Mohrenstraße – gekidnappt hat? Wer öffnete die Büchse der Pandora? Der Hinweis auf die Verballhornung der sogenannten „French theory“ von Derrida und Konsorten an amerikanischen Unis führt nicht weiter: Vielmehr ist die Frage, wie und warum eine akademische Mode mit Sprech- und Denkverböten eins zu eins von deutschen Ministerien, Museen, sowie allen voran von den Medien übernommen wurde? Mit dem Resultat, dass Gemälde von Brücke-Künstlern in einer Berliner Ausstellung von Kuratorinnen umbenannt und „Insulaner“ durch Ureinwohner ersetzt werden mussten! Ganz zu schweigen vom berüchtigten N-Wort und der im Katalog erörterten Frage, ob Ernst-Ludwig Kirchner – oder war es Max Pechstein? – mit einer schwarzen Frau „Sex hatte“, bevor oder nachdem er sie malte?

Kein schlechter Witz, sondern ein Indiz dafür, dass der Unfug postkolonialer Debatten einen Vorlauf hatte, als Feministinnen der Sprache Gewalt antaten und TV-Moderator*en zwangen, Laute auszusprechen, die es im Deutschen nicht gibt: Gemeint ist der „glottal stop“, der für ein das Geschlecht markierendes Sternchen stehen soll. Was ist da passiert, und was hat der linguistische Galimathias mit der Rückgabe von Kolonialkunst zu tun? Sehr viel, denn beides ist Ausdruck der Tyrannei des Zeitgeists, der nicht nur das Was, sondern auch das Wie des Sprechens bestimmt – dabei wussten schon die alten Römer, dass der Kaiser nicht über die Grammatik herrscht: Caesar non est supra grammaticos.

Es scheint, als sei die von Entschuldigungen für historisches Unrecht begleitete Rückführung von Kolonialkunst in ihre Herkunftsländer beschlossene Sache. Aber der erste Eindruck täuscht, denn nur eine Minderheit westlicher Industriestaaten hat sich zu dieser noblen Geste entschlossen, die – so mein Verdacht – eher der Beruhigung ihres Gewissens dient als der Wiedergutmachung für Verbrechen der Kolonialzeit. Japan zum Beispiel bat nie um Vergebung für historisches Unrecht, ganz zu schweigen von Russland, das noch vor kurzem zu den G-8-Staaten gehörte und sich bis heute beharrlich weigert, über die Rückgabe des aus Berlin geraubten, von Schliemann ausgegrabenen Goldschatzes zu reden, den Stalin als Trophäe einheimste. „Winner takes it all“ lautete die Devise, nach der auch England und Frankreich verfahren, als sie ägyptische Obelisken oder Benin-Bronzen als Kriegsbeute in Paris und London zur Schau stellten. Wer das kritisch hinterfragt, sollte konsequenterweise für die Rückführung der Mona Lisa, der Nofretete und anderer Ikonen an ihre Ursprungsorte plädieren. Doch ich bin kein Experte für Kunstraub oder Raubkunst und begnüge mich mit einem warnenden Fingerzeig auf bemühte Eiertänze, wie sie derzeit das Humboldt-Forum, der Louvre oder das Britische Museum vollführen, um ihre Bestände vor dem Zugriff politisch korrekter Kulturbanausen zu schützen.

Damit nicht alles falsch wird, eine Einschränkung: Der Kampf der „Wokeness“-Anhänger gegen institutionellen Rassismus, für Anerkennung und Respekt des oder der Anderen ist ebenso legitim wie die Anliegen der Frauenbewegung, aber er wird mit untauglichen Mitteln gegen die falschen Leute geführt, vergleichbar den Aktivisten der „Letzten Generation“, die sich auf Autobahnen festkleben oder Kunstwerke beschmieren, um auf die Klimakatastrophe aufmerksam zu machen. Hier wie dort ist nicht nur eine Verwilderung der Sitten, sondern

mangelndes Urteilsvermögen zu beklagen: Wenn radikale Feministinnen ihre Mitstreiterinnen an den Pranger stellen, weil sie festhalten am biologischen Geschlecht, ist das ähnlich kurzschlüssig wie postkoloniale Kritik an Götz Aly, der die Mohrenstraße nicht umbenennen will. Dabei hatte gerade er eine detaillierte Studie über das sogenannte Prachtboot im Humboldt-Forum verfasst und dessen Rückgabe verlangt, die Papua-Neuguinea dankend ablehnte mit dem Hinweis, wer wolle, könne das Boot ja in Berlin besichtigen. Dass die Ureinwohner der Insel Luv, von der das Auslegerboot stammt, ausgestorben beziehungsweise ausgerottet worden sind, steht auf einem anderen Blatt.

Beim Blick auf die „Wokeness“-Bewegung fällt auf, dass ihr Zorn sich nicht gegen fremdenfeindlichen Rassismus richtet wie in der AfD, sondern gegen potenzielle Verbündete, die das Erbe der Kolonialzeit erforschen, was sie wegen ihrer hellen Hautfarbe angeblich nicht dürfen. Dahinter steht ein Generationskonflikt; statt ernsthaft Forschungsarbeit zu leisten, genügt es heutzutage, eine Handvoll Modewörter auswendig zu lernen und andere, toxisch gewordene Wörter zu meiden.

Ich bin gebranntes Kind, denn ich wurde selbst zum Opfer der Cancel-Kultur, als ich im Herbst vergangenen Jahres an einer Podiumsdiskussion teilnahm mit dem Titel: „Ergaunert, erjagt, geraubt – wie postkoloniales Denken uns bis heute prägt.“ Obwohl oder weil ich bei Suhrkamp und anderswo ein Dutzend Bücher zu diesem Thema publiziert hatte, von der Geschichte und Gegenwart Haitis bis zu Bürgerkriegen in Afrika, über die ich für deutsche Medien berichtete, wurde ich zur Zielscheibe selbstgerechter Empörung, weil man mir die Übelstände anlastete, die ich in meinen Reportagen beschrieb.

Und als ich darlegte, dass in Haitis Volkssprache Kreolisch das Wort „nèg“ keinen negativen Beiklang hat, sondern Mann oder Mensch bedeutet, schloss man mich kurzerhand aus der Debatte aus. Die im Wendland stattfindende Gesprächsreihe stand unter dem Motto: „Gegen das Vergessen, für Demokratie“, was die Veranstalter nicht davon abhielt, Zensur auszuüben – im Gegenteil. Die Tatsache, dass ich die Völkermorde in Ruanda, Liberia und Darfur aus der Nähe gesehen und erlebt hatte, sprach nicht für, sondern gegen mich, da ich es ablehnte, Klischees zu bedienen und sämtliche Fehlentwicklungen den früheren Kolonialmächten anzulasten. So als seien die heute Regierenden unschuldig am Massenexodus der Jugend, die Afrika den Rücken kehrt und vor Korruption und Brutalität zu fliehen versucht – egal wohin!

Zu dieser höchst realen Tragödie haben die Postkolonialismuskritiker nichts zu sagen. In ihren Augen sind Militärregimes und Diktatoren das kleinere Übel – die westliche Demokratie ist der Hauptfeind, und es ist bezeichnend, dass und wie Putin den Vorkämpfer des globalen Südens mimit. Der Durchmarsch der „Wokeness“-Ideologen erinnert mich an die dogmatische Erstarrung der Studentenbewegung, als der Vulgärmarxismus Triumphe feierte und maoistische Kader den Schriftstellern die Peking-Oper als Vorbild empfahlen. Adornos kritische Theorie hatte keine Chance gegen Studentinnen, die den Philosophen lächerlich machten, indem sie ihm einen Teddy überreichten: Eine von ihnen war Gudrun Ensslin, und was 1967 als harmlose Provokation begann, endete später im Amoklauf der RAF.

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller und publizierte 2022:
Nächtliche Geräusche im Dschungel – Postkoloniale Notizen.